

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-339770](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339770)



um, das darin Enthaltene brach in Stücke, und schallendes Gelächter aus den Lüften höhnte noch dem armen Betrogenen.

Den Thorwart von Rabolzell soll er öfters um Mitternacht aus dem Bette und zu Deffnung des Thors gefockt haben, indem er das Posthorn nachgeahmt und dadurch das Zeichen zum Deffnen gegeben habe; sobald

der Thorwart gedöffnet hatte, und sich geprellt sah, so verschwand Poppels lachend von dannen.

Doch um seine lieben Leser mit Poppels's Spuckereien nicht zu ermüden, bricht der Wanderer damit ab, und bemerkt nur noch, daß in der Pfarrkirche zu Mühlhausen im Hühngau Popolius von Hohenkrähen unter dem Hochaltar begraben liegt.

Franklin's klassische Weisheitsregeln.

Guter Rath an einen jungen
Handwerker.

Geschrieben im Jahre 1748.

An meinen Freund A. B.

Deinem Wunsche zufolge theile ich Dir folgende Fingerzeige mit; sie haben mir oft Dienste geleistet und werden Dir dasselbe thun, wenn du sie zu befolgen weisst.

Erinnere Dich stets, daß Zeit Geld ist. Wer des Tages zehn Schillinge durch seine Arbeit verdienen kann, und die Hälfte dieses Tages herumschwärmt oder müßig dastet, darf, wenn er gleich während seines Herumschwärmens oder seines Müßigganges nur einen halben Schilling ausgibt, dies nicht als seine einzige Ausgabe betrachten; er hat in der That fünf Schillinge ausgegeben oder eigentlich weggeworfen.

Erinnere Dich stets, daß Kredit Geld ist. Wenn Jemand sein Geld auch nach der Verfallzeit bei mir stehen läßt, so schenkt er mir die Interessen, oder so viel, als ich während dieser Zeit damit verdienen kann. Dies wächst zu einer ansehnlichen Summe an, wenn einer guten und großen Kredit hat, und diesen gut zu benutzen weiß.

Erinnere Dich stets, daß sich das Geld außerordentlich rasch vermehrt. Geld kann wieder Geld erzeugen, seine Geburten erzeugen abermals Geld und so geht es immer weiter. Fünf Schillinge umgesetzt geben sechs; abermals umgesetzt geben sie sieben und einen viertel Schilling, und so wachsen sie fort, bis sie hundert Pfund sind. Je mehr es ist, desto mehr wächst die Summe beim Umsatze an, so daß der Gewinn immer schneller zunimmt. Wenn einer ein trächtiges Schwein schlachtet, so zerstört er dessen Brut bis in die tausendste Generation. Wer eine Krone verschwendet, zerstört Alles, was er mit ihr hätte gewinnen können, vielleicht ganze Schocke von Pfunden.

Erinnere Dich stets, daß sechs Pfund jährlich für den Tag nur drei Penny ausmachen. Aber mit dieser kleinen Summe (die jeden Tag an Zeit oder Geld unmerklich verloren gehen kann) ist ein Mann von Kredit im Stande, bloß auf eine persönliche Sicherheit, sich den beständigen Besitz und Gebrauch von hundert Pfund zu verschaffen. Wenn ein thätiger Mann so viel Grundstockkapital hat, und es rasch umzusetzen versteht, so wird es ihm bedeutenden Gewinn bringen.

Erinnere dich stets an das Sprüchwort: „Der gute Zahlmeister ist Herr über anderer Leute Börsen.“

Wer als pünktlicher und genauer Zahler bekannt ist, und die versprochene Zeit einhält, kann immer und bei jeder Gelegenheit über alle Ersparnisse seiner Freunde verfügen. Dies ist nicht selten von großem Nutzen.

Nächst Fleiß und Sparsamkeit trägt nichts mehr dazu bei, einen jungen Mann in der Welt emporzubringen, als Pünktlichkeit und Ehrlichkeit in allen seinen Geschäften; behalte daher geborgtes Geld keine Stunde über die Zeit der versprochenen Rückzahlung, wenn Du Dir nicht die Börse deiner Freunde auf immer verschließen willst.

Auf die geringsten Kleinigkeiten, die sich auf eines Mannes Kredit beziehen, muß man Rücksicht nehmen. Wenn Dein Gläubiger Deinen Hammer Morgens um fünf Uhr oder Abends um neun Uhr klingen hört, so borgt er Dir sechs Monate länger, steht er Dich aber am Billard, oder hört er Deine Stimme in der Schenke zu einer Zeit, wo Du bei der Arbeit sein solltest, so fordert er Dir sein Geld am nächsten Tage ab; er drängt Dich darum, weil er fürchtet, es sonst aus Deiner Konkursmasse verlangen zu müssen. Du beweisest, wenn Du zur Zeit zahlst, überdies noch, daß Du auch an das denkst, was Du schuldest; man sieht daraus, daß Du ein eben so ordentlicher, als ehrlicher Mann bist, und Du vermerkst dadurch Deinen Kredit.

Hüte Dich davor, zu glauben, daß Alles, was Du besitzt, Dein Eigenthum sei, und darnach Deine Lebensweise einzurichten. Es ist dies ein Irrthum, in den gar viele Leute, die Kredit haben, verfallen. Um diesem vorzubeugen, führe eine Zeitlang genaue Rechnung über Deine Einnahmen und Ausgaben. Wenn Du Dir anfangs die kleine Mühe nimmst, jede Kleinigkeit aufzuschreiben, so wird dies die gute Folge haben, daß Du gewahr wirst, wie die unbedeutendsten Ausgaben auf eine wunderbare Weise zu großen Summen anwachsen, woraus Du erkennen lernst, was Du früher hättest ersparen können, und was Du in Zukunft, ohne Dir sehr viel versagen zu müssen, ersparen kannst.

Kurz, der Weg zum Reichthum ist, wenn Du nur ernstlich dazu gelangen willst, gerade so eben, als der zum Markte. Er hängt hauptsächlich von zwei Worten ab: Fleiß und Sparsamkeit; das heißt: Bergewerke weder Zeit noch Geld, sondern mache von Beiden den besten Gebrauch. Ohne Fleiß und Sparsamkeit wird Dir nichts gelingen, mit ihnen aber Alles. Wer Alles, was er auf rechthche Weise erwerben kann, erwirbt, und (mit Ausnahme nothwendiger Ausgaben) Alles, was er erwirbt, zu erhalten weiß, wird gewiß reich werden, — wenn es jenes Wesen, das die Welt beherrscht, dessen Segen Alle für ihre ehrliche Thätig-

Zeit erleben sollten, in seinem weisen Rathe nicht anders beschlossen hat.

Ein alter Handwerker.

Wohlthun trägt Zinsen.

An einem der letzten Oktobertage des verflossenen Jahres kehrte der ehrwürdige Pfarrer von Derval, einem kleinen Städtchen der Bretagne, sehr ermüdet nach seiner Wohnung zurück. Er hatte eine arme Familie seines Kirchensprengels besucht, die krank und von allen Mitteln entblößt darnieder lag, und derselben das Wenige von baarem Geld geschenkt, das er sich durch strenge Selbstverleugnung an seinem spärlichen Einkommen erspart hatte. Auf seinen Stab gestützt, wanderte er seiner Wohnung zu und dachte unterwegs mit Betrübniß darüber nach, wie gering seine Mittel seien, um Gutes thun und das Elend und Unlück unterstützen und erleichtern zu können.

Er hatte noch nicht die Hälfte des Wegs zurückgelegt, als er sich beim Namen rufen hörte und den Maire von Chateaubriand, dem ein Mann mit einer kleinen Kiste auf dem Kopfe folgte, auf sich zukommen sah. Nach beiderseitiger freundlicher Begrüßung theilte er dem Maire mit, daß sein Besuch ihm gelte und daß er ihm einen Brief von einem früheren Sergeant-Major Karl F., einzuhändigen habe. Der gute Pfarrer erinnerte sich dieses Namens anfänglich nicht mehr, endlich aber fiel ihm bei, daß er einst einem unglücklichen eine Wohlthat erwiesen habe, und daß er wohl jener Sergeant-Major gewesen sein müsse. Der Maire erkundigte sich nach dem Dienste, den der Pfarrer jenem Unteroffizier erzeigt habe, da derselbe aus dem Auftrage, den er an ihn habe, zu schließen, daß er ein guter Mann sein müsse, worauf ihm jener nach einigem Widerstreben Folgendes erzählte:

Ende August des Jahres 1848 kehrte ich wie gewöhnlich Abends vom Besuche einiger armen und kranken Pfarrkinder nach Hause zurück; da erblickte ich nicht weit von meiner Hütte entfernt einen jungen Soldaten, der mit zersörten Blicken und wilden Gerüthen dem tiefen und reißenden Fluß zufließte, der dort rasender Geschwindigkeit durch jene Bergschluchten Thal niederstürzt. Ich hielt ihn an und sprach freundlich mit ihm. Anfangs gab mir der junge Mann keine Antwort, sondern suchte sich durch eine abgelenkende Bewegung des lästigen Fragers zu entledigen; da ich aber begründete Ursache hatte, einen Selbstmord zu befürchten, so hielt ich ihn fest, und nach vieler Mühe gelang es mir auch, ihn zu bewegen, mit

mir nach Hause zu kommen. Nachdem er sich in meiner Wohnung niedergelassen und ich ihn auf die freundlichste Weise um die Ursache seines Kummers befragt hatte, gestand er mir endlich, daß er eine ihm in seiner Stellung als Sergeant-Major von seiner Compagnie anvertraute Summe im Spiel verloren habe und daß ihm, um der Schande zu entgehen, nichts Anderes übrig bleibe, als seinem Leben ein Ende zu machen. Nachdem er mir dieses Geständniß abgelegt, brach er in Thränen und lautes Schluchzen aus und wiederholte zum Dertern: „Ach, meine arme Mutter! Meine arme Mutter, wenn die wüßte . . .“

Ich wartete, bis der junge Soldat ruhiger geworden war, und redete ihn dann mit Worten des Vorwurfs, aber zugleich der Ermahnung und des Rathes an, so wie nur ein Vater mit einem irrenden Sohn sprechen kann. Um aber nicht bloß ein leidiger Tröster für ihn zu sein, gab ich ihm ein Paquet mit 130 Franken, den Betrag der von ihm so leichtsinniger Weise verschleuderten Summe.

„Es ist dieß beinahe mein ganzes Besitztum,“ sagte ich zu ihm, „aber mit Gottes Gnade werdet Ihr von nun an ein anderer Mensch werden, fleißig arbeiten und mir einst, wenn Ihr es im Stande seid, diese Summe wieder zurückgeben, die eigentlich mehr den Armen als mir gehört.“

„Es wäre schwer, des jungen Soldaten Freude und Erstaunen zu beschreiben. Krampfhaft drückte er mir die Hand und sagte nach einer Pause:

„Mein Herr, in drei Monaten läuft meine militärische Dienstzeit ab. Ich verspreche Ihnen hiemit feierlich, daß ich unter Gottes Beistand von dieser Zeit an fleißig arbeiten und ein ordentlicher Mensch bleiben werde.“

Mit diesen Worten nahm er das Geld, verließ mich, und ich ertheilte ihm noch meinen Segen. Zum großen Aerger meiner Schwester, die mir oft vorwarf, daß ich mein Geld an einen unwürdigen Menschen verschwende, den wir nie mehr werden zu sehen bekommen, mußte ich nun freilich den folgenden Winter hindurch in leichtem, fadenscheinigem Rock und desgleichen Hosen zu bringen, auch bestand unsere Speise meistens nur aus Brod und Suppe, aber der Herr hat uns seine Kraft verliehen und wir haben's auch überstanden. Seither habe ich nichts mehr von ihm gehört.“

Unter der Zeit hatten die drei Männer die Wohnung des Pfarrers erreicht und waren in die kleine niedere Stube eingetreten.

„Von diesem Karl F.“ begann hier der Maire,

nachdem er sich gesetzt hatte, „ist vor zwei Tagen der Mairie zu Chateaubriand ein Paquet nebst einem Briefe mit der Bemerkung zugekommen, Weides sicher in Ihre Hände gelangen zu lassen. Da es mich nun das Si- cherste dünkte, wenn ich diesen Auftrag selbst über- nähme, so habe ich mich heute auf die Füße gemacht, um mich desselben bei Ihnen zu entledigen.“

Der Mann, der die kleine Kiste getragen hatte, stellte dieselbe auf den Tisch. Sie war außerordentlich schwer. Der Pfarrer erbrach den Brief, der von Fran- cisco in Kalifornien datirt war, und las:

„Ehrwürdiger Herr Pfarrer, edelster der Menschen!

„Giebei übersende ich Ihnen einen kleinen Beweis meiner ewigen Dankbarkeit zur Erinnerung an den 28. August 1848. Es sind die Erstlinge meines Fleisches im fremden Lande.

Karl F. . . .

ehemals Sergeant-Major im . . . ten Re- giment, jetzt Goldgräber in Kalifornien.“

Die Kiste wurde geöffnet; sie enthielt mehrere maf- sive Goldklumpen, im Werthe von 12 — 15,000 Franken.

„Nanette,“ sagte der Pfarrer bei diesem Anblick mit Freudenthränen in den Augen zu seiner Schwester: „beurtheile mir nimmermehr auf so harte Weise einen reuigen Sünder. Unser unglücklicher Gast hat sein Wort hundertfältig gelobt. Nun, Gottlob! Nächsten Winter soll es meiner armen Gemeinde weder an Nah- rung, noch an Medizin mehr fehlen, und Du, meine Schwester Nanette, wirst ein großes Quantum war- mer Stoffe kaufen, wovon sich die alten Männer und Frauen meines Kirchensprengels kleiden sollen.“

Der Köhler.

In uralten Zeiten saß auf dem goldenen Herzogs- stuhle zu Ulmüch ein Fürst, der kriegerischen Ruhm und das Geklirr der Waffen mehr als die Kunst des Friedens liebte. Furchtbar brauseten seine Leidenschaf- ten, schrecklich war er im Zorne. Vorzüglich empfand sein Gefolge die unheilvollen Wirkungen. Oft das geringste Versehen strafte er grausam, glücklich noch, wenn er im wüthenden Zählorne nur das Schwert in die Brust stieß. Da traf es sich eines Tages, daß Benno, sein Falkonier, ein tapferer Krieger und ein nicht minder trefflicher Jägermann, mit traurigem Antlitz vor ihn trat, und ihm den Tod eines schönen Königsfalken kündete, den der Herzog vor Kurzem mit schwerem Golde erkaufte hatte. Des Herzogs Zorn loderte hoch auf, er glaubte, die Nachlässigkeit habe

den Tod des geliebten Thieres verschuldet. Mit flam- menden Blicken befaß er, Benno in das Halsseil zu legen, doch dieser vergaß sich im Gefühle der Unschuld und der getränkten Ehre, und zog sein Schwert. Hier- über wüthend, rief der Herzog seinen Dienern zu, den kühnen Falkner (Falkenjäger) zu greifen und ihn, als des Hochverraths schuldig, dem Tode zu übergeben. Aber mit mächtigen Schwertstößen machte sich Benno Bahn und entfloh. Vergebens tobte der Herzog und sandte eine Schaar von Knechten aus mit dem Befehle, den Flüchtigen todt oder lebendig zurück zu bringen. Dieser hatte sich schon in die dichten Wälder gerettet, die damals in weiter Ausdehnung jene Hügel, wo jetzt die Ruinen von Helfenstein stehen, überdeckten, und sich tief in's Land hinein zogen. Hier erbaute er sich von gefällten Baumstämmen eine Hütte, und lebte von der Jagd. Um ganz unentdeckt zu bleiben, trieb er noch das Handwerk eines Köhlers, besuchte aber nur selten, der Lebensmittel wegen, die tiefer im Gebirg liegenden Dörfer. So vergiengen einformig mehrere Jahre, bis einmal, als er eben mit Schwert, Bogen und Streitart ausgezogen war, um sich ein Wild zu fällen, mächtiger Hörnerklang sein Ohr traf, und der ganze Wald von dem Gebelle der Hirschen und dem Getöse einer großen Jagd wiederhallte. Die Klugheit rieth ihm, in seine Hütte zurück zu eilen und sich zu verbergen, doch unwiderstehlich fesselte ihn die Jagd- lust; die seinem Ohr einst so freudigen und gewöhnlichen Töne hemmten seine Schritte.

Hinter dem dicken Stamme einer Eiche verborgen, gewahrte er plötzlich einen prächtig geschmückten Reiter, der ein zerbrochenes Schwert in der Hand, beinahe schon athemlos, auf einem mächtigen Jagdroffe vorüber- sprengte. Dicht hinter demselben rasete in entsetzlichen Sprüngen ein wüthender Ur (Auerochs) daher, die Hörner zum Stoße gesenkt. Unrettbar schien der Reiter verloren; da ergriff Benno rasch seine gewaltige Streit- art und schleuderte sie mit besonnener Sicherheit auf den Nacken des Unthiers. Zum Lobe getroffen, stürzte der Ur, streckte in furchtbaren Zuckungen brüllend die Glieder, während ein Strom schwarzen Blutes der Todeswunde entquoll. — Dankend wandte der Reiter das Roß, und drückte die ruhige Hand seines Retters. Auf den ersten Blick erkannte Benno den Herzog, und auch dieser, als er dem Köhler tiefer in das schwarze Gesicht schaute, seinen entflohenen Fal- konier. Bitternd stand dieser vor seinem ehemaligen Gebieter, dessen Zorn ihn einst so schwer getroffen hatte; aber freundlich sprach der Herzog: Das wollte Gott nicht, daß ich dem Reiter meines Lebens fürde-

gines; folge mir
von meiner
Gedächtniß nicht
kaufte dem
tut des erlogene
er damit un
ig seinen Unw
Bnade gleich
Da schmit Wes
ste zusammen
wo er seinen
erfaßt ihm m
Fisag und
Bergend zum
Der Falk
Herzog mit
Kriege und
Er nahm
des Hügel
borgern gele
denken, was
den Helf
eines mächt
Ar
Seit einiger
das von
zohlröhre
Wachjamb
Es fehlte
vermichte m
beutet, D
Nichtern
ändern laß
auf, von
wurden.
Der He
waren best
darauf auf
an scham
oft bis tief
dies der He
In einer
in dem beie
ufen, best
par. Es m
begann zu
er stieg die
seine Zimmer
benachter zu

zürne; folge mir an mein Hoflager und fordere kühn von meiner Dankbarkeit, ich werde dir selbst das Höchste nicht versagen.“ Verschiden neigte sich Venno, dankte dem Herzog und erbat sich zum Lohn bloß die Haut des erlegten Thieres und so viel Land zu Lehen, als er damit umziehen könne. Kaum konnte der Herzog seinen Unwillen bezähmen, daß der Falkner seine Gnade gleichsam verachte; doch gewährte er die Bitte. Da schnitt Venno die Haut in dünne Streifen, knüpfte sie zusammen und umzog damit den Fuß des Hügels, wo er seinem Fürsten das Leben gerettet hatte. Dieser befahl ihm niederzuknieen, und ertheilte ihm den Ritterschlag und damit die ganze, den Hügel begrenzende Gegend zum Lehen.

Der Falkner nun zum Ritter geworden, folgte dem Herzog wieder an sein Hoflager, zog mit ihm in viele Kriege und erntete da reichlichen Ruhm und Beute. Er nahm Knechte in Sold und erbaute auf der Spitze des Hügels, wo er so lange als Köhler im Walde verborgen gelebt hatte, eine feste Burg, die er zum Andenken, daß ihm der Herr so wunderbar geholfen, den Helfenstein nannte. So ward er Inhaber eines mächtigen Hauses.

Der räthselhafte Dieb.

Seit einiger Zeit wurden in einem Hause zu Paris, das von vielen verschiedenen Familien bewohnt war, zahlreiche Diebstähle begangen, und trotz der größten Wachsamkeit konnte man nicht den Thäter entdecken. Es fehlten gerade immer bedeutende Gegenstände: bald vermißte man einen Ring, eine Brustnadel, einen Selbheutel, Ohrgehänge und dergleichen. Viele von den Miethern hatten die Schlösser an ihren Thüren verändern lassen; doch hörten darum die Diebstähle nicht auf, von denen es unbegreiflich blieb, wie sie verübt wurden.

Der Hausmeister und die verschiedenen Diensthoten waren beständig auf der Lauer; da wurden sie denn darauf aufmerksam, daß die Verraubungen gewöhnlich an schönen warmen Tagen geschahen, wo die Fenster oft bis spät in der Nacht geöffnet waren, und zeigten dies der Polizei an.

In einer Nacht ward der Doktor Guidon, welcher in dem besagten Hause wohnte, zu einem Patienten zu gehen, dessen Zustand plötzlich sehr bedenklich geworden war. Es mochte nach 4 Uhr Morgens sein, der Tag begann zu dämmern, als der Arzt wieder heimkehrte; er stieg die Treppe leise hinan und schloß behutsam seine Zimmerthür auf, um nicht den Schlaf der Mitbewohner zu stören. Eben so ohne Geräusch begab

er sich in sein Schlafgemach, wo indeß ein Geräusch seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. In demselben Moment gewahrte er in der Dämmerung, daß sich Etwas auf seinem Nachttische bewege. Der Doktor erfaßte ein geladenes Pistol, das er, seit das Geräusch von den Diebstählen wahrte, immer neben seinem Bett hängen hatte: ehe er aber Zeit hatte, den Hahn zu spannen, war Jemand durch das offene Fenster, das nach dem Hofe hinausgieng, entflohen.

Der Arzt sprang zum Fenster und schoß hinab. Ein Schrei ward vernommen: der Böhewicht mußte getroffen sein. Der Schuß hatte die Bewohner des Hauses geweckt, Alles erschien an den Fenstern.

Man sah nun den Verwundeten liegen, sah, wie er sich aufrichtete und die Treppe mit großer Leichtigkeit hinankam. Lichte wurden herbeigeschafft, man stieg ihm nach, Blutstropfen bezeichneten seine Spur. Man gelangte endlich zu einer im fünften Stockwerk gelegenen kleinen Wohnung, wo ein alter Bücherliebhaber wohnte, der sich die nothwendigsten Dinge versagte, um nur Bücher über Bücher aufzuhäufen; seine Kämmerchen waren vom Fußboden bis zur Decke damit angefüllt.

Man klopfte: Niemand öffnete; man drohte, die Thür einzuschlagen, da gab der Bibliomane nach. Das Erste, was man erblickte, war — ein Affe, welcher heftig blutend in einem Winkel lag; an seinem Halse gewahrte man die Uhr mit goldener Kette, welche der Doktor Guidon am Abend vorher auf seinen Nachttisch gelegt hatte.

Der alte Mann, untröstlich über den Unfall seines Lieblings, versicherte, daß er nicht wisse, was das Alles bedeuten solle. Man bemerkte ihm, daß er gleich Aufklärung erhalten würde. Es wurde Hausfuchung angestellt und hinter einem Haufen fast ganz bestaubter Bücher fand man fast alle Gegenstände, welche nach und nach entwendet worden waren.

Als der Hauseigentümer den Greis fragte, ob es ihm denn nie aufgefallen wäre, daß sein Affe Kleinodien mitgebracht habe, erwiderte er ganz naiv: „Doch, doch! einen schönen Ring habe ich ihn bringen sehen, ich glaubte aber, derselbe gehöre ihm.“

Man machte dem seltsamen Ignoranten begrifflich, daß er bald für die Untugenden seines Thieres werde aufkommen müssen.

Die scharfe Prüfung.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I. war ein großer Feind von allem Müßiggang und

nichts war ihm ärgerlicher, als wenn er Personen unthätig auf der Straße stehen sah.

Bei einer Parade in Potsdam hatte sich der Hofmeister des Generals von Grumbkow auf dem Paradeplatz hingestellt, um die Evolutionen des Militärs mit anzusehen.

Kaum wurde ihn der König gewahr, so eilte er auf ihn zu, und fragte ihn, was steht er da und hat Maulaffen feil, pack er sich fort.

Der Hofmeister wollte eine Entschuldigung stammeln, der König aber, der darüber noch zorniger wurde, ließ ihn nicht zu Wort kommen, hob seinen Stock in die Höhe, gab ihm einige nicht sanfte Schläge und schrie dabei: Sicher er sich zum Teufel.

Der Geschlagene kehrte äußerst betrübt in das Haus seines Principals zurück. Es gieng zum Mittagessen und der Hofmeister noch eingedenk seiner Mißhandlungen, saß ganz tiefstünnig bei Tische und aß keinen Bissen.

Der General von Grumbkow fragte ihn endlich, was ihm fehle?

Er erzählte nun seinen Unfall und setzte hinzu: „Was mich am traurigsten macht, ist nur meine verlorne Hoffnung zu einer künftigen Versorgung auf eine gute Pfarrei. Ich schmeichelte mir immer, daß ich solche durch des Herrn Generals Vorwort bei dem Könige einmal sicher erhalten würde, da ich weiß, daß Sie bei dem Könige sehr in Gnaden stehen. Nun ist aber alle Hoffnung für mich verschwunden, da er gewiß sehr ungnädig auf mich ist.“

Geben Sie sich zufrieden, versetzte der General, ich denke, daß Ihnen dieser Vorfall nicht schaden soll, ich hoffe vielmehr, ihn zu Ihrem Vorthail zu benutzen. Der König ist sehr gutmüthig, und wenn ich ihm bei einer schicklichen Gelegenheit erzähle, wie er Ihnen zu viel gethan hat, so kann es eher zu Ihrem Vorthail als Nachtheil gereichen.

Der General von Grumbkow wartete lang auf einen Zeitpunkt mit dem König über die Sache zu sprechen, aber es vergieng wohl ein halbes Jahr, ehe sich dazu Gelegenheit fand.

Endlich fragte der König den General einmal, was seine Kinder machen, da er vernommen hatte, daß eines davon krank sei.

Es bessert sich schon, Euer Majestät, antwortete Grumbkow, und ich bin jetzt sehr glücklich, daß ich einen recht guten Hofmeister habe. Der arme Mensch ist nur seit einiger Zeit ganz melancholisch geworden, weil er glaubt bei Euer Majestät in Ungnade gefallen

zu sein, er rechnete sonst darauf, daß er noch einmal eine gute Pfarrei erhalten würde.

Der Thor, ich kenne ihn ja gar nicht.

O, Euer Majestät kennen ihn recht gut. Sie haben ihn einmal recht verb durchgeprügelt.

Ich? daß ich nicht wüßte?

Nun erzählte Grumbkow dem Könige die Scene auf der Parade. Der Monarch lachte und sagte: Nun, er soll eine gute Pfarrei haben, aber ich vergesse das wieder, er muß sich selbst darum bekümmern, und wenn eine vacant wird, die ihm convenirt, so erinnere Er mich daran, Grumbkow.

Der General brachte dem Hofmeister diese angenehme Nachricht. Es währte auch nicht lange, so wurde eine sehr einträgliche Pfarrei erledigt. Der Hofmeister setzte sogleich eine Bittschrift darum auf, und gab sie seinem Principal, der dann nicht unterließ, sie dem Könige einzuhändigen und ihn an sein gegebenes Wort zu erinnern.

Der König ließ sogleich einen seiner Cabinetschreiber rufen, und sandte die Eingabe des Supplicanten mittelst einer Cabinetsordre an das Oberconsistorium mit dem Befehl, dem Hofmeister die erledigte Pfarrei zu erteilen.

Als das Oberconsistorium die Ordre erhielt, berichtete solches sogleich wieder an den König: „Es sei gar nicht gemeint, Sr. K. Majestät Befehle nicht zu gehoramen, da es aber eine gesetzliche Vorschrift sei, daß jeder Candidat der Gottesgelahrtheit, bevor er zu einer Pfarrei vocirt werde, zuerst ein Examen bestehen müsse, so schmeichle es sich, daß Seine K. Majestät es bei dieser Einrichtung lassen und erlauben würden, daß der Candidat erst geprüft werde, um gewiß zu sein, ob er sich auch völlig qualificeire.“

Der König schrieb an den Rand des Berichts: Ist bei diesem nicht nöthig, ich hab' ihn schon selbst examinirt.

So gieng der Bericht zurück und der Hofmeister erhielt die Pfarrei.

Der wahrheitsliebende Ga- leerenflave.

Liebe zur Wahrheit ist durchweg schön und edel, besonders aber ist dieß der Fall, wenn man selbst auch begangene Fehler offenherzig eingesteht. Schon der heidnische Schriftsteller Xenophon schreibt in dieser Beziehung: „Diejenigen, die sich vergangen haben, erhalten nicht leicht Vergebung, wenn sie bei der Untersuchung als Lügner befunden werden. Sinegenen ver-

zeigt man denen weit eher, die offenherzig ihre Fehler gestehen, wenn sie zur Verantwortung gezogen werden. Denn man hofft mit Recht, daß sie sich künftig vor ähnlichen Fehlern hüten werden. Wer aber seine Fehler abzuläugnen gewohnt ist, der kann der größte Böfewicht werden, weil er, in der Hoffnung, seine schlechten Handlungen verbergen, oder wenn sie entdeckt werden, sie abläugnen zu können, sich Alles erlaubt."

Ein Prinz gieng einmal auf ein Galeerenschiff, um die Gefangenen zu sehen, die auf demselben, wegen ihrer Verbrechen, an Ketten geschmiedet arbeiteten. Es jammerte ihn, als er so viele Menschen erblickte, die nur halb mit elenden Lumpen gekleidet waren und Tag und Nacht das schwere Ruder führen mußten. Er nahm sich also vor, wenigstens Einem davon die Freiheit zu schenken. Vorher wollte er aber untersuchen, welcher unter ihnen diese Wohlthat am Meisten verdiene. Deswegen fragte er einen nach dem Andern, warum er hier wäre? Da gieng nun das Lamentiren und Klagen an. Jeder sagte, er wäre ein ehrlicher, unschuldiger Mensch; böse Leute hätten ihn bei der Obrigkeit verleumdert, und so wäre er auf eine ungerechte Art hierher gebracht worden. Jeder bat, der Prinz möchte sich doch seiner erbarmen und ihm die Freiheit schenken. Endlich kam der Prinz auch zu einem zerlumpten jungen Menschen und fragte ihn: „Was hast denn du gethan, daß man dich hierher gebracht hat?“ — „Gnädigster Herr,“ antwortete er, „ich bin ein abscheulich gottloser Mensch. Ich habe meinem Vater und meiner Mutter nicht gehorchen wollen, bin ihnen davon gelaufen, habe ein liederliches Leben geführt, habe gestohlen und die Leute betrogen; ja ich müßte ein Paar Stunden Zeit haben, wenn ich alle die bösen Streiche erzählen wollte, die ich mein Leben lang begangen habe. Gern will ich meine Strafe leiden, denn ich weiß, daß ich sie verdient habe.“ Der Prinz wußte wohl, daß sie Alle ihre Strafe verdient hatten. Aber von diesem Letztern hatte er die beste Hoffnung, daß er sich bessern würde, weil er sein Verbrechen so offen bekannte. Deswegen sagte er lächelnd: „Wie kommt denn ein so abscheulicher Mensch unter diese ehrlichen Leute? Geschwind nehm ihm die Ketten ab und jaget ihn fort, damit er nicht etwa diese ehrlichen Leute auch verführe!“ Sogleich wurde er von seinen Banden erlöst und in Freiheit gesetzt; die Andern aber, die sich für unschuldig gehalten hatten, mußten auf der Galeere bleiben.

Die große Hitze.



Ne Gevatter, was soll daraus werden, wo werden wir Dachsen herkriegten, wenn die Dörre und der Futtermangel so foridauert?

Ie nu, Gevatter, so lange wir beide leben, soll es an Dachsen nicht fehlen.

Ein reicher Edelmann, der aber wegen seiner großen Strenge gegen seine Unterassen nicht eben sehr beliebt war, zerbrach beim Durchfahren durch eines seiner Gerichtsdörfer etwas am Wagen. Der Schaden wurde, so gut sich's in der Eile thun ließ, durch herbeigebrachte Stricke reparirt, und der Edelmann, indem er sich für die geleistete Hilfe bedankte, wollte den Bauern wenigstens die verwendeten Stricke bezahlen; der Schultheiß lehnte jedoch die Vergütung mit den Worten ab: „Ach lassen Sie's gut sein, gnädiger Herr, Sie haben mehr als Einen Strick um uns verdient.“

Das Loch in der Natur.

Einem hebräischen Rekruten kommandirte der Unterofficier: „Isaak, lade er sein Gewehr!“ Darauf erwiederte dieser: „Herr Unterofficier, lassen wir's doch sein.“ — Unterofficier: „Er soll aber schießen.“ — Isaak: „Für was schießen? Ist ja doch kein Feind

da!,, — Unterofficier: „Er schießt in die Luft.“ — Darauf der Rekrut: „Für was soll ich schießen ein Loch in die Natur? Hat sie mir doch nichts gethan!“

Physikalischer Rechtsgrund.

Ein in mehrere Prozesse verwickelter Mann erhielt

von zwei verschiedenen Gerichten auf einen und denselben Tag Vorladung. Er folgte daher keiner von Beiden, indem er sich damit entschuldigte, daß ein Körper, der von zwei gleichen Kräften nach entgegengesetzten Seiten angezogen werde, nach einer bekannten mathematischen Wahrheit, auf dem Punkt bleiben müsse, wo er sich eben befände.

Schuster bleib bei deinem Leist.

In einer Gemeinde des badischen Schwarzwaldes lebt ein Schusterlein, das nebst seinem Pechhandwerk auch nebenbei die Landwirtschaft betreibt. In diesem letztern Zweige nun hat M. (der Name thut auch hier nichts zur Sache) eine eigene Probe seines außerordentlichen Talents und tiefen Denkens abgelegt.

Wie bekannt, wird nach dem Pflügen des Bodens der ausgesäete Saamen mittelst der Egge unter die Erde gebracht. Um nun bei diesem sog. Unterreggen möglichst sparsam zu verfahren und dennoch einer gesegneten Ernte entgegensehen zu können, fand er folgendes Auskunftsmitel: Er schaffte nämlich seine Egge

auf den fern gelegenen Acker, band ein Strick an dieselbe und sagte zu seinem Weib: „jetz hoch di ob'n d'ruf, und denn wemmer schaua, wie's goht. Nachdem seine geliebte Margreth, die mit dem genialen Plane ihres Mannes einverstanden war, sich auf der Egge festgesetzt, ergriff er den Strick, steckte seine Schmurra-Tabackspfeife ins Maul und zog nun aus Leibeskräften die vielbenagelte den Acker auf und ab. Ob nun aber der Erfolg seinen großen Hoffnungen entsprach, hat der Wanderer noch nicht erfahren; jedenfalls wird er nicht so glänzend gewesen sein.



Ein alter Hecht.

Bei den Ruinen des Schlosses Kaiserslautern, das Kaiser Friederich der Rothbart im 12. Jahrhundert erbaute, lag ein großer Teich, aus dem man jetzt Wiesen gemacht hat. In diesem Teich setzte Kaiser Friederich II. im Jahre 1230 einen Hecht, dem ein goldener Ring angelegt war mit der Inschrift: „Ich bin der erste von den Fischen, welche den 5. Oktober 1230 durch Kaiser Friederich's II. Hand in diesen Teich gesetzt worden.“ Im Jahre 1497 wurde dieser Hecht von dem Kurfürsten Philipp von der Pfalz gefangen

und auf dessen Tafel gebracht. Er soll 19 Fuß lang und 350 Pfund schwer gewesen sein. Der Hecht war 267 Jahre alt; also wohl der älteste unter den Hechten und wohl der größte und schwerste alter und neuer Zeit.

Die Niesenwurst.

Zu Neujahr 1601 trugen die Fleischer zu Königsberg eine tausend und fünf Ellen lange Wurst nach dem Schlosse und verehrten davon dem Fürsten Hundert und dreißig Ellen, weil sie binnen achtzehn Jahren

keine gemacht hatten. Sie zogen mit Trommeln und Pfeifen aus, voran gieng ein Führer mit einem Spieß. Diesem folgten hundert und drei Fleischhauerknechte, welche die Wurst trugen. Diese wog achthundert fünf und achtzig Pfund und war kein anderes Fleisch dazu genommen worden, als von einundachtzig Schweinskeulen. Von fünfundvierzig Schweinen waren die Därme erforderlich gewesen und anderthalb Tonnen Salz nebst einundachtzig Pfund Pfeffer gebraucht worden. Es arbeiteten daran drei Meister und siebenundachtzig Gesellen, welche während der Arbeit vierzig Tonnen Bier tranken, obgleich die Arbeit nur anderthalb Tage dauerte. Die Wurst kostete in Summa vierhundert- und zwölft Thalern, zwölf Groschen und drei Pfennige.

Nichtig abgegeben.



Professor. Hast du den Brief an Dr. Brustfleck richtig abgegeben?

Bedienter. Nichtig abgegeben, mein Herr Professor: Aber der Herr Dr. Brustfleck wohnen nicht auf dem Felsplatz, sondern auf dem Moritzdamm, auch nicht in Nr. 777, sondern in Nr. 908, auch nicht im 4. Stocke, sondern im Keller, sind auch nicht Doktor, sondern eine Waschfrau, heißen auch nicht Brustfleck, sondern Purzpickler.

Die Fähigkeiten der Thiere.

Im dem Städtchen Gernrode, im herzoglich Anhaltischen Antheile des Unterharzes, lebte vor etwa 30 Jahren der Beamte W. Einer in dessen Hause gehaltenen Kage war das Recht zugestanden, ihren gewöhnlichen Aufenthalt im Wohnzimmer zu nehmen. Die Gesellschaft wurde einst durch ein eingefangenes Rothkehlchen vermehrt, welches nach Art dieser Thierchen bald heimisch ward, und von der Kage nicht allein nicht beunruhigt, sondern mit derselben so vertraut wurde, daß beide oft ihre Mahlzeit von einem Gefäße zugleich einnahmen. — Im folgenden Frühjahr entflieht aber das Rothkehlchen, ein offenes Fenster benützend, zum Bedauern der ganzen Familie, welcher das Thierchen lieb geworden war; aber nach drei Tagen kommt die Kage aus dem unmittelbar hinter dem Hause liegenden Garten, den Ausreißer säuberlich, aber fest genug im Mause tragend, um dessen mit Geschrei verbundenes Sträuben fruchtlos zu machen, eilt zur Wohnstube und, hier angelangt, läßt sie den Flüchtling los. —

Mittel wider die Fliegen.

Als ein solches wird mehrfach das Vorbeeröl empfohlen, ein aus den Früchten des Vorbeerbaumes bereitetes ätherisch-fettes Del von butterartiger Consistenz, dessen Geruch für Menschen weder unangenehm noch nachtheilig, den Fliegen jedoch unerträglich ist, so daß sie demselben entfliehen. Man soll davon 3 Unzen mit etwas Bergamottöl in einem Zimmer oder Stalle aufstellen, um die Fliegen los zu werden. Schon seit langer Zeit schützen die Fleischer in Gent ihre Gewölbe dadurch vor Fliegen, daß sie Thür- und Fenstergewände derselben mit diesem Del bestreichen.

Viele und große Eier zu erhalten.

Die Hühner der nassauischen Bauernweiber legen im Sommer und Winter Eier, welche acht bis zehn Loth wiegen und meistens doppelte Dotter haben. Um solche Eier zu bekommen, darf man nur alle in den Wäldern wachsenden großen Schwämme, (die giftigen natürlich nicht) sammeln, trocknen und zu Pulver stoßen; auch die Schalen der Leinnoten in Wasser zerkleinern, Roggen- oder Waizenkleie dazu rühren, dann das Schwammpulver, anderthalb Mal so viel, als das Gewicht der Leinhülsen beträgt und eben so viel gestoßene Eicheln dazu thun. Alles dieses wird zu einem Teige geknetet, und von diesem den Hühnern täglich etwas in Stücken von der Größe der Erbsen

oder Bohnen vorgeworfen. Mühe und Kosten werden durch die großen schönen Eier wieder bezahlet.

Als ein Mittel gegen das Schwitzen der Füße

ist im „Allgem. Anz. d. D.“ empfohlen, die Fußspitzen der Strümpfe mit gewöhnlicher Seife einzureiben und so anzuziehen. Gleich den ersten Tag — bemerkt der Einsender — verminderte sich der Schweiß und die Schmerzen, und seit dieser Zeit schwitzten die Füße nur noch mäßig; doch wiederhole ich das Einreiben mit Seife wöchentlich zwei Mal. Auch das Waschen der Füße versäume ich nie. Alle Leidenden, welchen ich dieses einfache Mittel angerathen habe, sind von diesem Uebel gleich mir befreit worden.

Die Ratten an einem Tage zu vertreiben.

Streut man in einem Gebäude „Hundzunge“, ein auf Wiesen und Grabrändern wachsendes Kraut umher, so werden die Ratten dasselbe sofort verlassen, und, so lange das Kraut liegen bleibt, nicht wieder zurückkehren. Dasselbe muß im Anfange des Sommers gesammelt und die Stengel beim Gebrauche zerquetscht werden.

Englisches Mittel zur Vertreibung von Raupen und Schnecken.

In einem eisernen Topf pulverisire man 1 Pfund ungelöschten Kalk, 1 Pfund Schwefel, menge und zerrühre beides schnell und gieße dann 6 Pfund kochendes Wasser darüber. Jeden damit besuchten Platz verlassen die Schnecken augenblicklich und von jedem damit bestrichenen Baum fallen alle Raupen schnell ab.

Gartenzucht.

Die Stachelbeerstauden werden besonders im Frühjahr von einer Gattung kleiner, grüner, schwarzgetupfter Raupen heimgesucht, welche die jungen Blättchen und Blüthen abfressen, und dadurch die Pflanze ruiniren.

Sicheres, zuverlässiges und unschädliches Mittel gegen dieses lästige Ungeziefer ist gewöhnliche Hausseife, welche man durch Kochen im Wasser auflöst, unter kaltes Wasser gut mischt, und damit die Stauden wohl begießt, oder besser von unten bespritzt, da die Raupen meistens auf den untern Blattseiten sitzen. — Nach einigemal wiederholter Anwendung dieses einfachen und billigen Mittels fallen und sterben die Raupen ab, und thun dem Ertrag der köstlichen Frucht weiters keinen Schaden.

Das Körbelkraut, ein Mittel gegen schädliche Insekten.

Das Körbel- oder Kerbelkraut (*Chaerophyllum sativum*), welches in der Kochkunst zu Suppen verwendet wird, ist ein wahres Gift für die Ameisen, denen sie nicht widerstehen können. Ein Beispiel möge dies belegen.

In einem Gartenhause hatten sich die Ameisen so eingenistet, daß man es nicht betreten konnte, ohne von ihnen angelaufen zu werden, und es konnte solches daher auch nicht für eine Stunde zum angenehmen Aufenthalt dienen. Mancherlei hatte man schon vergebens gebraucht, bis man endlich den Rath erhielt, Körbelkraut dagegen anzuwenden. Dieß geschah, und es war von guter Wirkung. Da die Ameisen von Außen her in dieses Gartenhaus kamen, so säete man Körbelsamen in mit Gartenerde gefüllte Kästen, welche genau so breit als die Fenster waren. Dieser Samen gieng auf, und nun war es auch mit den Ameisen ein Ende. Jeden Tag fand man Tausende von ihnen zwischen dem Körbelkraut todt liegen, und das Gartenhaus durch dieses Mittel bei fortgesetzter Anwendung gänzlich von diesen lästigen Gästen befreit.

Wenn Kartoffeln in Wasser gekocht werden, und man wendet das abgelassene Wasser, nachdem es erkaltet ist, zum Begießen im Garten an, so ist es eine vielfältige Erfahrung, daß hieby durch Würmer und Insektenlarven, welche sich häufig im Gartenland aufhalten und die Wurzeln der Gemüse- oder Blumenspflanzen beschädigen, so wie die grünen Raupen auf den verschiedenen Sorten des Kohls, der Kohlrabi u. c. getödtet werden, wenn man sie vermittelst eines Vorsatzes u. c. mit diesem kalt gewordenen Kartoffelwasser besprengt. Ob nun dasselbe ebenfalls gegen die Ameisen hilft, ist zwar noch nicht versucht worden, doch dürfte es nicht ohne Nutzen sein. Eben so möchte für solche Stellen, wo es Ameisen gibt, das oben vorgeschlagene Mittel aber wegen der Dürlichkeit nicht angewendet werden kann, eine starke Abkochung von Körbelkraut als Sprengwasser anzurathen sein.

Auflösung der Räthsel.

1. Daß es im Halse nicht stecken bleibt.
2. Die Glockenpeise.
3. Der Esel in der Arche Noah.
4. Weil sie von einer Rippe Adams herkommen.
5. Daß D, denn es hält Roß und Wagen auf.
6. Wenn man keine großen hat.
7. Welcher die kürzeste Nacht hat.

Meher

In dem
Duch
der
auf dem
der Sommer
fast ganz
land eine
in den
zurückgebl
Wesl veran
und Thiere
spaltete
ten; D
Ameisen
war in
soll bes
lich gem
J. 1260
rade in
Soltau
Jahre 127
daß si
und ch
1300
Ameisen
versen
stöße.
außerord
1474
Bewerbr
an vielen
vier auf
1341
verschwan
gen die
Schilling
ausgerent
feiner ge
Sommer
Anfang
1718
Hitz, in
schloß
mal Regen
treide und
gel; an ein

Mehrere besonders heiße Sommer.

Im Jahre 763 war die Wärme so groß, daß die Quellen vertrockneten, und i. J. 860 so stark, daß in der Gegend bei Worms die Schnitter bei ihrer Arbeit auf dem Felde umkamen. Im J. 993 und 994 war der Sommer so heiß, daß das Getreide und die Früchte fast ganz versengten. Im J. 1000 herrschte in Deutschland eine solche Hitze und Trockenheit, daß das Wasser in den Teichen eintrocknete, und die auf dem Trocknen zurückgebliebenen Fische, in Häufeln übergehend, eine Pest veranlaßten. Im J. 1022 kamen viele Menschen und Thiere vor Hitze ums Leben, und im Jahr 1130 spaltete sich die Erde vor Trockenheit an mehreren Orten; Quellen und Flüsse verschwanden, und sogar der Rhein vertrocknete im Elsaß. Auch das Jahr 1171 war in Deutschland außerordentlich heiß. Im J. 1232 soll besonders in Deutschland die Hitze so außerordentlich gewesen sein, daß die Eier im Sande kochten. Im J. 1260 kamen in der Schlacht von Bela, welche gerade in die heißesten Tage fiel, mehrere ungarische Soldaten vor Hitze um. In den außerordentlich heißen Jahren 1276 und 1277 war die Trockenheit so groß, daß es fast überall an Futter für das Vieh gebrach, und ebenso war auch während der Jahre 1293, 1294, 1303 und 1304 die Wärme außerordentlich. Der Rhein und die Donau trockneten aus. Im J. 1333 versengte das Getreide auf dem Felde und die Weinstöcke. Auch die Sommer von 1393 und 1394 waren außerordentlich dürr. Während der Jahre 1473 und 1474 schien die ganze Erde im Innern ein einziger Feuerbrand zu sein. In Ungarn sogar konnte man an vielen Orten die Donau durchwaten. Auch in den vier auf einander folgenden Jahren von 1538 bis zu 1541 vertrockneten mehrere Flüsse. Im J. 1556 verschwanden wieder viele Quellen. In England stiegen die Getreidepreise von 8 Schilling bis zu 53 Schilling für das Viertel. Das Jahr 1652 war außerordentlich heiß. In Schottland weiß man sich keiner größeren Trockenheit zu erinnern; auch der Sommer von 1679 war sehr heiß, desgleichen die Anfangsjahre des 18. Jahrhunderts. Im Jahre 1718 herrschte durch ganz Europa eine furchtbare Hitze, in Paris war sie so groß, daß man alle Theater schloß. Während neun ganzer Monate fiel nur einmal Regen; Quellen und Ströme verfestigten; das Getreide und die Futterkräuter verbrannten auf dem Stengel; an einigen Orten blühten die Obstbäume zwei-

und dreimal. Die Sommer von 1723, 1724, 1745, 1748, 1760, 1761, 1763, 1774, 1778 u. 1779 waren gleichfalls sehr heiß. Neuerer Zeit waren die heißen Sommer weit seltener. Eines der heißesten war auch das Jahr 1811, gleich berühmt durch seinen Wein, wie durch seinen schönen Kometen; und eben so auch in der neuesten Zeit das Jahr 1834.

Von dem Kalender.

Jedermann hat heut zu Tage seinen Kalender, und fast jede Stadt, die eine Buchdruckerei besitzt, erhält von dieser ihren eignen Kalender. Wie ein Jahr zu Ende geht, liest man die Kalender für das folgende in den Zeitungen angezeigt, und sieht sie bei allen Buchhändlern und Buchbindern zum Verkauf ausgestellt. Da kann man einen kaufen um wenige Bagen, und denkt dabei nicht an die liebe Noth, welche unsere Vorfahren mit dem Kalender hatten, an die große Verwirrung, die in der Zeiteintheilung entstand, damals als es noch keine Kalender gab, und an die Mühe, die es kostete, bis man so ein Büchlein zu Stande brachte. Wir wollen unsern Lesern in Kürze sagen, woher uns die Kalender kommen, und wie sich ihre Einrichtung im Laufe der Zeiten gemacht hat.

Der Mensch hat die Eintheilung der Zeit von der Natur gelernt, die Sonne geht auf und unter, der Mond wechselt viermal seine Gestalt, die Jahreszeiten folgen regelmäßig auf einander. Da haben wir die Tage, die Wochen, die Monden oder Monate, das Jahr. Tausende von Jahren mögen verstrichen sein, ohne daß die Menschen einen andern Kalender hatten, als Sonne und Mond. Lange Zeit waren es überall die Priester allein, welche die Kunst verstanden, die Einrichtung des Jahres voraus zu berechnen, und verkündeten es alsdann dem Volke. So hatten die alten Aegypter, so die Griechen ihre Zeiteintheilung. Nach der Erbauung Roms wurde am Ende eines jeden Jahres in der Mauer des Tempels der Göttin Minerva ein Nagel eingeschlagen, und die Zahl dieser Nägel zeigte die Jahre seit Erbauung der Stadt. Am ersten Tage eines Monats riefen die Unterpriester aus: heute fängt der Monat an; diese ersten Tage nannte man Kalendä, d. h. die auszurufenden Tage, und daher kommt das Wort: Kalender. — Man mußte aber damals den Lauf der Gestirne noch nicht so gut zu berechnen als jetzt, und es gab große Verwirrung im Kalender. Das römische Jahr stimmte nicht überein mit dem Sonnenjahr, d. h. mit der Zeit, welche

die Erde auf ihrer Bahn um die Sonne braucht. So kam es, daß 50 Jahre vor Christus der Kalender um 79 Tage gegen das Sonnenjahr zurück war, die Monate fielen nicht mehr in die Jahreszeiten, in welche sie gehörten.

Der große römische Feldherr und Staatsmann Julius Cäsar half diesem Uebelstand ab. Er berief einen ägyptischen Mathematiker, Sossigenes, nach Rom, und ließ nach dessen Berechnungen die Einteilungen der Zeit verbessern. Das Jahr 45 vor Christus war das erste der verbesserten, julianischen Kalender. Dasselbe bekam 80 Schalttage, also im Ganzen 445 Tage; das Neujahr, vorher am 1. März, wurde auf den 1. Januar verlegt; die Monate erhielten die Anzahl von Tagen, die sie jetzt noch haben; jedes vierte Jahr wurde ein Schaltjahr von 366 Tagen. Im ganzen römischen Reiche wurde der julianische Kalender eingeführt, und erhielt sich auch nach dessen Zerstörung.

Obgleich viel besser, als der frühere Kalender, war der Julianische doch nicht ganz genau. Das Sonnenjahr hat nämlich 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten, 51 Sekunden. Cäsar rechnete aber 365 Tage 6 Stunden, da er alle 4 Jahre einen Tag oder 24 Stunden einschaltete. Dies ist also etwas zu viel und der Unterschied würde gegen das Jahr 1580 nach Christus schon 13 Tage betragen haben, wenn nicht der römische Kaiser Augustus eine Anordnung getroffen hätte, wodurch 3 Tage eingebracht, also der Unterschied auf 10 Tage herabgesetzt wurde.

Papst Gregor XIII. verbesserte den Fehler. Er ließ im Jahre 1582 zehn Tage weg und verordnete: daß zwar, wie bisher, jedes vierte Jahr ein Schaltjahr sein solle, dagegen das letzte Jahr eines Jahrhunderts nur ein gemeines Jahr von 365 Tagen; weil aber dadurch etwas zu viel weggelassen wird, so solle alle vierhundert Jahre das Schlußjahr wieder ein Schaltjahr sein. So waren die Jahre 1600, 1700, 1800 gemeine Jahre; 1900 wird ein Schaltjahr sein. Wer es erlebt, kann sich davon überzeugen. Der vom Papst Gregor verbesserte Kalender heißt der gregorianische, und ist der nämliche, den wir noch haben. Er fand in den meisten christlichen Ländern Eingang; die Engländer wehrten sich dagegen, weil er von einem Papst kam, bis 1752; in der griechischen Kirche wurde er bis heute noch nicht angenommen, und die Russen und Griechen rechnen nach dem alten, julianischen Kalender. Ihr Neujahr fällt daher auf unsern 13. Januar.

Im Mittelalter war der Volkskalender sehr einfach. Er bestand aus einem Strick, in welchen jeden Tag ein Knoten gemacht wurde und am Sonntag ein doppelter; oder aus einem Stock, der jeden Tag einen Einschnitt bekam, am Sonntag einen größeren. Die Sonn- und Feiertage wurden den Bauern außerdem durch das Läuten zur Kirche und durch Verkündigung von der Kanzel angezeigt. Die Verfertigung der geschriebenen Kalender war ausschließlich das Geschäft der Geistlichen in den Klöstern, die sie in ihre Gebetbücher einschrrieben, wobei natürlich die Bestimmungen der Kirchenseite und Tage der Heiligen die Hauptsache war. Die Knaben mußten sie in den Schulen auswendig lernen. Gewöhnlich wurden diese Kalender für mehrere Jahre im voraus eingerichtet. So waren auch die ersten gedruckten Kalender. Der älteste, den man kennt, ist 1471 von Günther Zainer zu Augsburg verfaßt. Der älteste einjährige Kalender erschien 1513 zu Nürnberg.

Ueberraschender Glückswechsel.

Von Amurat, dem zweiten muhamedanischen Fürsten Persiens, wird Folgendes erzählt. Er war in einer Schlacht in die Hände der Feinde gefallen, und saß als Gefangener auf dem flachen Boden, während ein Soldat für ihn ein köstliches Mittagmahl bereitete, indem derselbe etwas Fleisch in einem kleinen Topf kochte. Ein hungriger Hund schlich herbei, steckte den Kopf in das Gefäß, und da er den Inhalt nicht erfassen konnte, rann er mit dem Topf und Fleisch davon. Der unglückliche Monarch brach in ein helles Gelächter aus. „Was auf Erden kann einen Mann in Curer Lage noch zum Lachen bewegen?“ sagte einer von der Wache. „Seht,“ versetzte der Fürst, „diesen Morgen noch beklagte sich der Vorsteher meines Hauses, daß 300 Kamelle nicht hinreichend wären, um mein Kochgeräthe fortzuschaffen, und nun läuft dieser Hund sammt Geräthe, Vorrath und Allem davon!“

Ungarische Redeweise.

Ein Ungar, der sich bei einem Schneider einen neuen Rock bestellte und die Knöpfe nicht so eng an einander gesetzt haben wollte, konnte sich nicht anders ausdrücken, als er sagte: „Machen Sie mich Knopp, Knopp, Knopp, sondern Knopp wart ä Bissel, Knopp wart ä Bissel.“